SENDUNG UND GEMEINSCHAFT

HERAUSFORDERUNGEN UND PERSPEKTIVEN FÜR DIE PASTORAL IM ERZBISTUM BERLIN

DR. HEINER KOCH
ERZBISCHOF VON BERLIN

ERZBISTUM
BERLIN

SENDUNG UND GEMEINSCHAFT

HERAUSFORDERUNGEN UND PERSPEKTIVEN FÜR DIE PASTORAL IM ERZBISTUM BERLIN

Wer über die Herausforderungen und Perspektiven der Pastoral in unserem Erzbistum nachdenkt, muss sich im Klaren sein, dass sein Wahrnehmungs- und Beurteilungshorizont immer subjektiv und begrenzt ist. Jeder macht seine Erfahrungen und stellt seine Überlegungen an und kommt deshalb auch zu seinen Schlussfolgerungen. Deshalb ist es wichtig, auch über das hier aufgeworfene Thema mit anderen ins Gespräch zu kommen, sich ergänzen zu lassen und die eigene Sichtweise ins Gespräch einzubringen. Jede und jeder muss wissen: In diesen Perspektivfragen reflektiert man selbst seine eigene Geschichte, seine eigene Einsicht, seine eigene Erfahrung, auch im Wissen um die gemeinschaftliche und gesellschaftliche Bedingtheit unserer Wahrnehmungen und Bewertungen. Deshalb ist dann auch eine gemeinschaftliche Verständigung hinsichtlich der vorgegebenen Setzungen unerlässlich.

1. Zur Situation der Pastoral im Erzbistum Berlin

»Einsam sein, fremd sein, die Fühlung mit vielen Dingen verloren haben, missverstanden und falsch verstanden werden. Wir sind Missionsland geworden. Diese Erkenntnis muss vollzogen werden. Die Umwelt und die bestimmenden Faktoren allen Lebens sind unchristlich.«[1] Diese Situationsanalyse stammt nicht aus unseren Tagen, sondern ist 80 Jahre alt und stammt von Alfred Delp, der so viele Jahre in Berlin verbracht hat. An diese Zeilen muss ich immer denken, wenn ich Menschen über die einmalig schlechte Situation der Kirche, insbesondere der katholischen Kirche, philosophieren höre. Leicht und einfach und zu billigem Optimismus verleitend war die Situation hier in Berlin für uns Christen und für unsere Kirche höchst selten.

Sicherlich haben wir auch in Berlin gegenwärtig eine sehr hohe Zahl von Kirchenaustritten, auch wenn sie absolut und prozentual deutlich geringer ist als die der evangelischen Kirche. Sorgen aber bereitet mir vor allem, dass das Erzbistum Berlin zwar demographisch das jüngste Bistum Deutschlands ist und in absehbarer Zeit bleiben wird, dass wir aber eine negative Spitzenreiterposition innehaben, weil die Taufhäufigkeit in den Familien, in denen mindestens ein Elternteil katholisch ist, unter 35 % liegt. Schaut man sich die Zahlen etwas näher an, fällt evident auf, dass vor allem bei Eltern, bei denen einer Christ und der andere nicht kirchlich gebunden ist, die Taufe eines Kindes nicht nur nicht selbstverständlich, sondern eher unwahrscheinlich ist. Jungen Eltern bedeutet entweder die Taufe nichts oder sie können

oder wollen ihre eigene christliche Überzeugung nicht durchsetzen und damit etwa Streit oder Ausgrenzung untereinander vermeiden oder sie sind selbst schon lange aus der kirchlichen Sozialisation ausgestiegen und können oft gar nicht beherzigen, was die Taufe für das Leben ihres Kindes bedeutet. Diese fehlenden Glaubenserfahrungen und dieses Mit-dem-Glauben-nichts-anfangen-Können zeigt sich auch bei der geringen Neigung, ihren Angehörigen, etwa ihren Eltern, eine christliche Beerdigung zuteilwerden zu lassen, selbst wenn diese einer Kirche angehört haben. Aus all dem wird ersichtlich, dass in Berlin, Brandenburg und Vorpommern wohl die meisten Menschen sterben, ohne dass Gott für sie und ihr Leben relevant ist. »An meinem Leben würde sich nichts ändern, wenn es Gott gäbe«, so die Überzeugung vieler Menschen, die nicht an Gott glauben, im Gespräch mir gegenüber.

Auf der anderen Seite weiß ich und wissen viele Christinnen und Christen um die überraschende Weise, wie Menschen zum christlichen Glauben gelangen, obwohl keiner in ihrem Familien- oder Freundeskreis diesem Glauben anhängt. Ich erinnere mich an die Taufe einer älteren Frau, die mir in einem unserer Altenheime begegnete, die über ihre Familie nie einen Kontakt zu einer christlichen Kirche hatte. Als ihr Mann vor kurzem starb, fragte er sie in seinen letzten Worten, ob sie wirklich fest davon überzeugt sei, dass es nach dem Tod kein Weiterleben gebe. Sie antwortete ihm: »Ich bin mir da nicht sicher.« Nach seinem Tod ist sie dieser Frage verstärkt nachgegangen und bat mich nach zwei weiteren Begegnungen, ihr das Taufsakrament zu spenden. Zu dieser Feier hat sie ihre ganze

Familie – Kinder, Enkel, Urenkel und andere Verwandte – ins Altenheim eingeladen und in einer beeindruckenden Ansprache am Beginn dieser Feier begründet und erläutert, warum sie sich in ihrem hohen Alter um ihrer Christusbeziehung willen jetzt taufen ließ. Einer ihrer Enkel sagte mir nach der Feier, dass das für ihn alles sehr schwer nachvollziehbar sei, aber er zutiefst beeindruckt sei, wie »cool« seine Großmutter das mit dem Glauben sähe. Wenn ich am ersten Fastensonntag jedes Jahr die Zulassungsfeier für die gewöhnlich mehr als 100 Erwachsenen halte, die in der Osternacht in unserem Erzbistum getauft werden, so bin ich genauso von Gottes wunderbaren Wegen in ihrem Leben und von der Offenheit und Bereitschaft so vieler bislang oft weit von der Kirche entfernt Lebender beeindruckt, ihren Glauben bewusst in eine Entscheidung für Christus und die Kirche münden zu lassen.

Sicherlich wird man in unserem Erzbistum immer noch unterscheiden müssen und dürfen, wie unterschiedlich die Glaubensgeschichte von Menschen ist. Ein Teil ist im ehemaligen West-Berlin aufgewachsen, andere in der ehemaligen DDR und wieder andere sind oftmals spät in ihrem Leben hierher gezogen – eine große Anzahl aus vielen verschiedenen Kulturen. Die hier ihr ganzes Leben im Osten verbrachten und als Christen lebten, haben sich bewusst gegen allgemeine gesellschaftliche Trends gestellt und eine entschiedene christliche Haltung entwickelt, die sich trotz vieler Anfragen an Gott und die Kirche in Treue durchhält: »Ich melde mich doch nicht wegen der Badewanne eines Bischofs aus der Kirche ab«, sagte mir einmal eine junge Brandenburger Christin.

Es fällt dagegen auf, dass viele, die aus dem Westen und Südwesten Deutschlands hierher nach Berlin ziehen, die Entscheidung, sich aus der Kirche abzumelden, bei der Anmeldung in Berlin oder eines unserer Bundesländer hier im Osten fällen. Sie haben auf die Chance gewartet, sich von der Kirche zu trennen, nicht zuletzt deshalb, weil sie hier, im Gegensatz vielleicht zu ihrer bisherigen Heimat, nur sehr selten wegen eines Austritts angefragt werden, vielmehr stattdessen sich wegen ihres Verbleibens in der Kirche in ihrem Freundes- und Arbeitskreis rechtfertigen müssten. Vieles kommt da oft zusammen: Gott ist nicht nötig, ich bin ihm auch noch nie begegnet, mir fehlen fast gänzlich Gotteserfahrungen. Mir fehlt aber auch ohne Gott nichts, ich bin frei, ich brauche keinen Gott über mir, ich bin nur mir selbst gegenüber verantwortlich, erst recht bei diesem Bodenpersonal bin ich lieber draußen als drinnen.

2. Was ist das Ziel der Kirche?

Zwei sich ausschließende und entgegenstehende Antworten werden bei der Fragen nach dem Ziel der Kirche vorgetragen: Die einen wollen eine profilierte kleine geistliche Gemeinschaft von entschiedenen Christen sein. Die anderen möchten vor allem im Austausch mit den Menschen bleiben, die der Kirche nicht zugehören und durch die Erweiterung und Veränderung der Kirchenangebote viele Menschen mit sehr unterschiedlichen Begründungen und Erwartungen an die Kirche für diese oder zumindest einen Teil ihrer Anliegen gewinnen in der Überzeugung, dass es auch für die Menschen selbst und für die Gesellschaft wichtig

und vielleicht sogar unerlässlich ist, dass es so eine Kraft für die Kirche gibt, die etwa gewisse gesellschaftliche Werte und ethische Entscheidungen zu begründen vermag oder einen Frieden zwischen den gesellschaftlichen Gruppierungen sichern hilft. Oftmals stören in der Überzeugung dieser Gruppe spezifisch christliche Inhalte, wie etwa der göttliche Wahrheitsanspruch Jesu, der im Dialog mit anderen Religionen querliegt. Um einer möglichst viele Wege und Inhalte umfassenden Weite willen wird Kirche eher zu einem Dachverband unterschiedlicher weltanschaulicher Überzeugungen, die alle gleich gut oder gleich mangelhaft sind, weshalb es eigentlich keine zu verkündigende Wahrheit gibt außer der, dass in einer geistigen Liberalität jeder in der Kirche seine Überzeugung vertreten kann und vertreten solle.

Schaut man auf die Sammlung und Entstehung der Kirche durch Jesus Christus und betrachtet seine Worte als Maßstab, da die Kirche ihre Entstehung nicht sich selbst verdankt, weil sie vielmehr gestiftet und herausgerufen ist, was die eigentliche Bedeutung von Ec-clesia ist, so denke ich immer an die letzten Worte des Matthäus-Evangeliums: »Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe« (Mt 28,19f). Aufgabe der Kirche ist es also, möglichst alle Völker zu seinen Jüngern zu machen. Damit ist nichts über die Größe der Kirche gesagt, wohl aber über den Inhalt ihres Sendungsauftrages: Es geht nicht darum, möglichst viele im Verein der Geleichgesinnten zu sammeln, sondern Menschen in die Nachfolge Jesu zu rufen, sie zu Jüngern zu machen. Das deutsche Wort Jünger umfasst im Mittelhoch-

deutschen die Bedeutung des Wortes Lehrling. Jünger sind die, die auf Jesus hören und sich prägen und verändern lassen, ihm nachfolgen und alles befolgen, was er sagt. Der Sendungsauftrag der Kirche bedeutet also, die zu sammeln, die alles zu verlassen, die bis zur Kreuzesnachfolge, zur Nachfolge in der Gemeinschaft mit dem Gekreuzigten entschlossen sind und alles um seinetwillen aufzugeben bereit sind. Auftrag der Kirche ist es also, die Lehrlinge des Glaubens zu lehren, zu motivieren und auf dem Weg der Nachfolge zu begleiten.

Damit ist der Sendungsauftrag der Kirche nicht nur den Menschen gegenüber erfolgt, die bislang nicht dem christlichen Glauben und der Kirche angehören, sondern sie tritt mit der ihr von Christus übertragenen Autorität auch denen gegenüber auf, die vielleicht schon getauft sind, aber immer neu und immer tiefer und immer umfassender lernende Jüngerinnen und Jünger werden wollen. Damit ist das Prozesshafte des Christwerdens zum Ausdruck gebracht, aber auch die Herausforderung zur ständigen Umkehr gegen die eigene Trägheit und die Erwartung, dass man vor allen Dingen in der eigenen Überzeugung bestärkt werden solle, und zur gleichen Zeit die Herausforderung gegen gesellschaftliche Trends, die dem christlichen Glauben widersprechen, Menschen zum Glauben zu bekehren.

Diesen Auftrag versuchen wir heute in unserer Gesellschaft zu erfüllen, so gut und so begrenzt wir dies können, trotz der eigenen Fehler und Schwächen, angesichts der für viele völligen Unbekanntheit des christlichen Glaubens und angesichts anderer Weltanschauungen und Religionen.

3. Keine Konversion ohne Konversation

Kontaktaufnahmen und der Aufbau von persönlichen Beziehungen bedürfen der konkreten Erfahrungsräume für solche Begegnungen. Ohne die Erfahrung konkreter Gemeinschaft ist der christliche Glaube nicht erlebbar. Eine Pfarrei ist eine solche Gemeinschaft von vielen Gemeinschaften: von Gemeinschaften mit Menschen gleicher örtlicher Umgebung in den Dörfern und Kiezen, von Gemeinschaften mit ähnlichen kulturellen und geistigen Interessen, von Gemeinschaften, die gemeinsame Projekte verfolgen oder Interessen teilen, von Gemeinschaften, die miteinander gewisse Dienste übernehmen, oder von Gemeinschaften, die sich geistlich stützen und tragen. Umkehr, Konversion, geschieht nur über Konversation. Konversation aber ist mehr als ein vorübergehendes Gespräch oder eine kurzzeitige Begegnung, sie braucht das Miteinander-in-Verbindung-bleiben. Solche Gruppen, die sich bilden, dürfen nie zu groß sein, sie müssen das persönliche, auch relativ vertraute Gespräch ermöglichen. In der Regel können sie deshalb kaum mehr als 10 bis 15 Personen umfassen, zwischen denen auch ein Vertrauen und eine gewisse Verlässlichkeit wachsen können. In einer Gemeinde erlebte ich kürzlich einen Kreis von solchen Gemeinschaften, die sich alle 14 Tage in den eigenen Wohnungen zunächst zu einem geistigen Impuls treffen, den die Theologinnen und Theologen der Gemeinde zur Verfügung stellen, über den sie sprechen und sich austauschen, manchmal verbunden mit einem kleinen Imbiss und dem Erzählen von Alltäglichkeiten. Wenn die Gruppe dann wachse, weil Neue hinzukämen, so würden die Gruppen sich ab einer gewissen Größe aufteilen. So

sei inzwischen ein weitgespanntes Netz von Gemeinschaften entstanden (Trauergruppen, Brautleutegruppen, Eltern von Kommunionkindern, Katechumenatsgruppen von Menschen die gemeinsam auf dem Weg zur Taufe sind).

4. Wer soll das alles denn tun?

Wer soll das alles denn tun? Diese Frage wird mir in der Regel besonders von Hauptamtlichen in der Pastoral gestellt: Wir sind doch schon überfordert. Ich warne davor, diesen Dienst an der Verwirklichung des kirchlichen Sendungsauftrags zu sehr, manchmal sogar exklusiv, an die Hauptamtlichen zu binden. Grundlegend wäre eine solche Verbindung nicht richtig, weil jede und jeder getaufte und gefirmte Christ durch die Sakramente und in den Sakramenten mit einbezogen wird in die Erfüllung dieses kirchlichen Sendungsauftrags. Zum anderen müssen wir perspektivisch davon ausgehen, dass wir uns so viele Hauptamtliche wie wir sie heute in unseren Reihen finden, weder werden leisten noch auf dem Personalmarkt finden können. Die Aufgabe der Hauptamtlichen in der Pastoral scheint mir ideal im Epheser-Brief ausgedrückt zu sein: »er setzte die einen als Apostel ein, andere als Propheten, andere als Evangelisten, andere als Hirten und Lehrer, um die Heiligen für die Erfüllung ihres Dienstes zuzurüsten, für den Aufbau des Leibes Christi« (Eph 4,11f). Die pastoralen Dienste sind also berufene und qualifizierte Christinnen und Christen, die die Heiligen, was für Paulus ein feststehender Ausdruck für alle Getauften ist, zu rüsten, zu unterstützen, zu motivieren, zu begleiten und zu korrigieren in ihrem

Dienst am Aufbau des Leibes Christi. Die Frage etwa bei der Aufgabenverteilung in einem Team kann deshalb nicht heißen, wer macht beispielsweise die Firmkatechese, die Trauerbegleitung, die Gesprächsdienste in der Kirche, die Gestaltung der verwaltungsmäßigen Arbeiten, sondern vielmehr: Wer hilft, begleitet und ergänzt, da wo es notwendig ist, die Getauften und Gefirmten und unsere Gemeinschaften und Gemeinden, die mit ihren Talenten und Fähigkeiten die sind, die den Aufbau der Kirche als ihre Aufgabe wahrnehmen und erfüllen?

Dabei ist die Aufgabe von verlässlichen, einsatzfreudigen Christinnen und Christen, die in der Kreuzesnachfolge als Seelsorgerinnen und als Seelsorger tätig sind und auch mit hoher Anstrengung und Ausdauer ihren Beruf erfüllen – auch als Leitungspersonen – sehr wichtig. Gerade die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments etwa und insbesondere das erste und das zweite Buch der Könige berichten immer wieder, wie sehr die Qualität bei der Erfüllung des Auftrages und der Gemeinschaft des Volkes Israel von der Qualität der Könige, des damaligen Leitungspersonals, abhing. Vereinfacht gesagt: Wenn der König versagte, versagte Israel, und wo ein König, auch mit seinen Grenzen und Schwächen vorbildhaft wirkte, blühte das Volk Israel auf. Deshalb ist die verlässliche und einsatzwillige Dienstbereitschaft der Priester, Diakone, Seelsorgerinnen und Seelsorger so wichtig: Sind wir verlässlich erreichbar, stehen wir für Krankenbesuche und die Begleitung von Sterbenden auch zu ungewöhnlichen Zeiten bereit, bieten wir verlässliche Beichtzeiten an oder stellen wir das Sakrament der Versöhnung an den Rand unseres kirchlichen Lebens?

5. Unser Leitmotiv für das Erzbistum Berlin: Communio

Wir verstehen unsere Sendung als eine Sendung in Gemeinschaft. Die Kirchenentwicklung im Erzbistum Berlin folgt den Kriterien: Präsenz, Nähe zu Gott und den Menschen, Dienst für die Welt und Integrität. Der Dienst zeichnet sich aus durch Beziehungsstärke und Integrationsvermögen. Die Beziehung gründet in der ursprünglichen Communio, die Gott stiftet, indem er uns in seine Gemeinschaft aufnimmt und beruft, füreinander da zu sein. Diese Gemeinschaft mit Gott und die Berufung, füreinander zu leben, werden in der Liturgie geschenkt, gefeiert, verkündet und gestärkt. Wir leben unsere Sendung in Gemeinschaft mit der ganzen Kirche in Einheit mit dem Papst, dem Bischof und dem gesamten Presbyterium. Wir bilden, entwickeln und fördern die Arbeit im Team, um unseren Dienst in der Diakonie, Liturgie und Verkündigung und unseren Dienst an der Welt gemeinsam wahrzunehmen. Communio als Grundmotiv und der daraus abgeleitete Teamgedanke führen auch dazu, partizipative Leitungsformen einzuführen, zu erproben und zu fördern.

Wir befähigen und fördern die Arbeit in allen Kontexten kirchlichen Handelns zu reflektieren. Hierzu gehört es, die Realität (Sozialraum, personelle Möglichkeiten, materielle Ressourcen etc.) wahrzunehmen und anzuerkennen, sie zu evaluieren und daraus verbindlich entsprechende Schlussfolgerungen für die zukünftige Arbeit zu ziehen. Hierfür sind wir bereit, uns von der ganz konkreten Lebensumwelt hinterfragen zu lassen und eine Feedbackkultur zu etablieren, die es ermöglicht, die Kommunikation und

Zusammenarbeit zwischen Kirche und der jeweiligen Lebensumwelt zu intensivieren.

Wir fördern und ermöglichen die gemeinsame Sendung aller Getauften in Pfarreien, Gemeinden und an Orten kirchlichen Lebens und entwickeln unterschiedliche Formen der Beteiligung auch für Ungetaufte, die die Sendung der Kirche unterstützen. Die gemeinsame Sendung aller Getauften zu fördern, gehört zum Profil kirchlichen Lebens und ist an allen Orten unseres Erzbistums eine Kernaufgabe. Wir bilden Haupt- und Ehrenamtliche aus, die unterschiedlichen Charismen aller Menschen vor Ort zu sehen, sie in Lernprozessen zu fördern und Rahmenbedingungen zu schaffen, die es den Menschen vor Ort ermöglichen, ihre Charismen zu entfalten, sei es in der Kirche oder im außerkirchlichen, bürgerschaftlich-gesellschaftlichen Engagement.

6. Die Feier der Eucharistie und der Sakramente als Kraft und Quelle, die alles zusammenhalten und aus denen wir sowie die Kirche leben

Papst Johannes Paul II. hat einmal gesagt: »Unter den zahlreichen Aktivitäten, die eine Pfarrei ausübt, ist keine so lebensnotwendig oder gemeinschaftsbildend wie die sonntägliche Feier des Tages des Herrn und seiner Eucharistie«.[2] Gerade die sonntägliche Eucharistiefeier ist nicht eine Veranstaltung und eine Gottesdienstform neben anderen. Sie ist die vergegenwärtigende Feier des gekreuzigten und auferstandenen Herrn. In ihr ruft er

die Christen in der Kirche zusammen, er geht mit ihnen, er verbindet sie miteinander zu seinem Leib und schafft Gemeinschaft, er sendet sie aus. Eine eucharistische Kirche versteht sich nicht in erster Linie als eine Kirche, die als Dienstleistungsbetrieb religiöse Funktionen möglichst effektiv und klar erfüllt, so sinnvoll und notwendig auch diese Dienstleistungen sind. Sie versteht sich vor allem als eine Gemeinschaft, die in und aus der lebendigen Gemeinschaft mit Jesus Christus ihr Leben führt. Christlicher Glaube ist in erster Linie Beziehung zu Jesus Christus. Wenn wir diese Beziehung gerade auf dem Weg, den er uns geschenkt und anvertraut hat, verlieren, fallen Kirche, Gemeinde und Gemeinschaften auseinander oder verkümmern zu einer Funktionsgemeinschaft, die auch mit anderen Inhalten ohne Christus gestaltet sein könnte. Es hängt so vieles davon ab, dass wir sakramentale Gemeinschaft bleiben, deshalb ist auch die würdige Gestaltung von Gottesdiensten, selbstverständlich nicht nur unserer Eucharistiefeiern, sondern auch der Sakramente und der Sakramentalien, so entscheidend, auch für unsere Glaubwürdigkeit für sogenannte Außenstehende, die uns an diesen Punkten erleben:

- Sind unsere Kirchenräume wirklich der gepflegte und kultivierte Mittelpunkt unseres Gemeindelebens?
- Sind unsere Gottesdienste in Gemeinschaft sowie mit verschiedenen Diensten und Aufgaben gut vorbereitet sowie menschennah und kreativ gestaltet? Werden sie dementsprechend gefeiert?
- Beteiligen wir Kinder und Jugendliche aktiv und sehen sie nicht nur als »Empfänger unserer Angebote«?

- Wie feiern wir die Krankensalbung in den Häusern und Zimmern kranker und sterbender Menschen?
- Wie viel ist uns das Beichtsakrament wert?
- Haben wir als Seelsorgerinnen und Seelsorger noch genügend Zeit für die Menschen vor und nach dem Gottesdienst? Begrüßen wir die Menschen vor der Kirche? Bleiben wir bei ihnen nach den Gottesdiensten, bieten wir ihnen Gelegenheit zum vielleicht zunächst unverbindlichen Gespräch nach dem Gottesdienst in den Räumen der Gemeinde oder in unserem Pfarrhaus?

Wenn jeder Priester Samstag und Sonntag insgesamt drei Gottesdienste feiern würde, einen am Samstagabend, einen am Sonntagvormittag und einen am Sonntagabend, so hätte er im Umfeld dieser Gottesdienste an diesen Tagen genügend Zeit zum Miteinander mit den Menschen, die mit ihm zur Feier zusammen kommen. Übrigens zeigt es sich zunehmend, dass der Sonntagabend für viele Menschen ein immer mehr ihrem Lebensrhythmus entsprechender Ort ist, auch wenn manche Seelsorgerinnen und Seelsorger sagen, sie möchten ab Sonntagmittag lieber arbeitsfrei haben.

7. Abschluss

Der Zustand unserer in Renovierung stehenden Kathedrale scheint mir ein gutes Bild zu sein für unsere pastoralen Herausforderungen und Chancen. Sie wurde zunächst auf ihre ur-

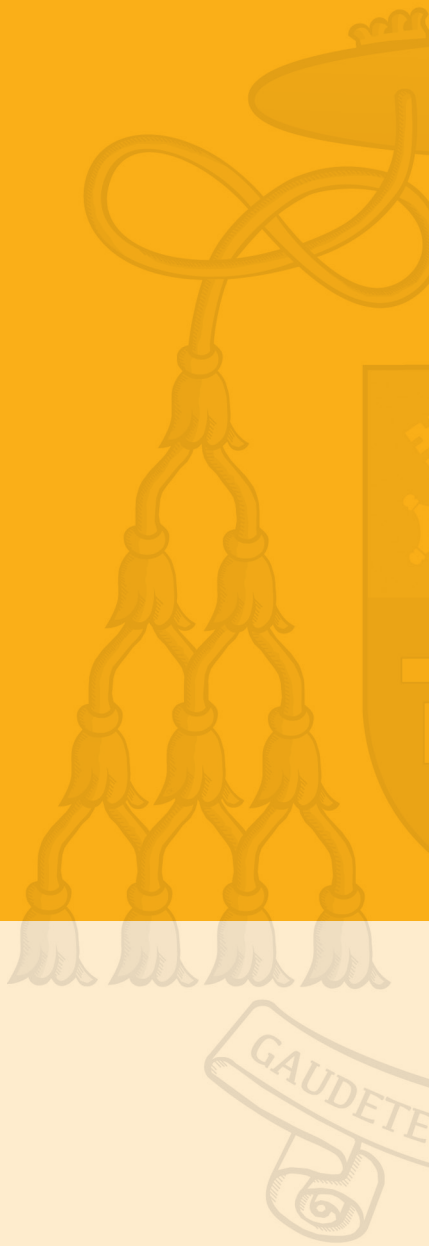
sprüngliche Bausubstanz zurückgeführt, damit derzeit bauliche Erneuerungen vorgenommen werden können. Manches wird in einer lebendigen Kirche und bei weitem nicht nur in ihren Gebäuden wieder abgehauen und zurückgeführt werden müssen. Manches Mal zeigt sich dann auch die ganze Armut unserer Situation. Aber gerade in solchen Zeiten leuchtet auch die Blüte der Kirche und ihrer Verkündigung in aller Armut auf. Vielleicht wird dann deutlich, dass die Kirche in ihrer ganzen Schwachheit und im Reichtum ihrer Einfachheit den Kern ihrer Botschaft darstellt: Unsere Communio mit Gott und miteinander, um den wir versammelt sind wie ein Rad, das sich um seine Mitte dreht, und aus der Mitte heraus verbunden ist auch mit denen, die jenseits unserer hoffentlich offenen und einladenden Kirchentüren und Christenherzen leben und zu denen wir hinaus gehen, um die Communio des Lebens mit ihnen zu teilen.

Mai 2024

Heiner Koch
Erzbischof von Berlin

1 Alfred Delp, Gesammelte Schriften 1, Frankfurt 1982, 280.
2 Johannes Paul II., Apostolisches Schreiben DIES DOMINI Seiner Heiligkeit Papst Johannes Paul II. an die Bischöfe, den Klerus, die Ordensleute und an die Gläubigen über die Heiligung des Sonntags 31. Mai 1998 (VApS 133), Bonn 1998, Nr. 35.

Erzbischöfliches Ordinariat Berlin
presse@erzbistumberlin.de
www.erzbistumberlin.de



ERZBISTUM
BERLIN